

Dr. Christian Mürner: „Die Gezeichneten - Physiognomik, Ästhetik und Behinderung in der Alltagspraxis“

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Aspekte und Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 24.11.2009

Zuerst zu meinem Untertitel: Worin besteht der Zusammenhang von Physiognomik, Ästhetik und Behinderung in der Alltagspraxis? Die Physiognomik verstand sich bekanntlich als Wissenschaft und Kunst, von der „Kenntnis der Körperlichkeit“ – so eine direkte Übersetzung von Physiognomik –, vor allem aber vom Gesichtsausdruck eines Menschen auf seine innere Haltung zu schließen. Sie kombinierte also kurzerhand Ethik und Ästhetik und berief sich auf eine „natürliche Anlage“. Ein erster Eindruck von der Mimik eines anderen Menschen gilt im Alltag noch heute als wegweisend, egal wie oft man sich dabei schon getäuscht hat. Die Physiognomik beruft sich also auf eine Ethik und Ästhetik des Gesichts, gleichzeitig auch auf den Umgang mit den sogenannten „Gezeichneten“, den Umgang mit Gesichtern und Körpern, die von der Norm abweichen.

In sieben Punkten möchte ich dieses Thema zur Physiognomik, Ästhetik und Behinderung in der Alltagspraxis beschreiben, veranschaulichen und analysieren. Ich setze zuerst bei kulturgeschichtlichen Beispielen und Bildern an, um diese dann mit aktuellen Formen in Verbindung zu bringen.

Zum ersten Punkt:

1775 erschien ein Buch mit dem vielversprechenden Titel „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“. (Diesen Titel sollte man sich vorerst einmal „auf der Zunge zergehen lassen“.) Aus dem ersten Band des insgesamt vierbändigen, reich illustrierten Werks stammen die Zeilen: „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer; desto hässlicher.“¹ Geschrieben hat diese genauso eindeutigen wie problematischen Sätze der Zürcher Pfarrer Johann Caspar Lavater, er lebte von 1741 bis 1801.

¹ J. C. Lavater: Physiognomische Fragmente, Zürich 1775/1968, Band I/IX.

Lavater sagte, man könne Kindern – sie seien die „besten Physiognomisten“ – eine Reihe von Bildern mit Gesichtern vorlegen, und sie würden geradewegs alle „dieselben Gesichter für die schönsten halten und alle dieselben für die hässlichsten“. Und er ergänzte, dass es sich ergeben habe, dass die angeblich hässlichsten Gesichtsausdrücke mit den moralisch unerfreulichsten Gemütszuständen übereingestimmt hätten. Die Umkehrung gelte aber ebenso, ein harmonisches Mienenspiel passe stets zu einem moralisch vorbildlichen Innenleben.

(siehe Abb.) Jetzt folgt die erste Abbildung, die ich für diejenigen, die sie nicht oder schlecht sehen können, kurz beschreiben möchte. Zu sehen sind drei Frauengesichter, gerahmt in einer ovalen Form, einem Medaillon, eines in der Mitte oben, zwei links und rechts unten, an der Frisur und der Kopfform kann man erkennen, dass es immer dieselbe Frau ist. Nun folgt aber eigentlich schon mein Kommentar dazu.

Schaue ich mir die drei von Lavater in dem vorher genannten Kontext publizierten ovalen Medaillon mit Frauen an, bin ich sofort verführt, ihm zuzustimmen. Wie gesagt, es scheint dreimal dieselbe Frau zu sein, doch die zwei unteren Abbildungen würde ich ohne weiteres mit weniger stilvollen psychischen Zuständen in Zusammenhang bringen. Die eine Frau schaut entsetzt, hat ihre Augen nach unten gerichtet, die andere hat ein Auge zu und einen leicht schiefen Mund. Nun sind dies verschiedene Gesichtsausdrücke, Gefühlsregungen, Gemütszustände oder ähnliches (auf die Unterscheidung von Physiognomik und Pathognomik als der Zeichenlehre von den Leidenschaften komme ich zurück). Es geht also nicht um Beeinträchtigungen oder gar Behinderungen. Jeder Ausdruck kann in den anderen übergehen, sich verwandeln und so werden diese Gesichter in der Regel auch gedeutet. Hier wird eigentlich die Variationsbreite und Verschiedenheit von Gesichtern anerkannt.

Aber Lavaters Sätze – „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer; desto hässlicher.“ – sind viel zu eindeutig, als dass sie eine ernsthafte Aussage im Kontext der Menschenkenntnis sein könnten. Aber warum wünscht man sich die Eindeutigkeit, und ist anfällig für die Einfachheit oder scheut die Mehrdeutigkeit? Warum ist die Wirkung dieser standardisierten Zeichnungen so stark, dass man immer wieder darauf zurückgreift? Etwas davon ahnte und wusste Lavater schon selbst und nahm die Einwände in seinen Text mit auf, um sie zu widerlegen. So betonte er, dass man

selbstverständlich zwischen „Anlage und Anwendung“ unterscheiden müsse; denn: Ein Mensch mit den besten Anlagen kann schlimm; der mit den schlimmsten Anlagen gut werden.²

Wie Waldwasser würden, schrieb Lavater, die Einwände gegen sein Postulat von der Verwandtschaft von Schönheit und Moral hervorbrechen und das am häufigsten, schon tausendmal vorgebrachte Beispiel sei Sokrates (um 470 bis 399 v. Chr.).

Damit komme ich zum zweiten Punkt:

Tatsächlich bemerkte schon lange vor Lavater 1588 der französische Landedelmann und Essayist Michel de Montaigne (1533-1592): „Was nun Sokrates betrifft, dieses vollendete Beispiel aller großartigen Eigenschaften, verdrießt es mich, dass ihm, wie man sagt, ein Gesicht und ein Körper von äußerster Hässlichkeit beschieden war, was überhaupt nicht zur Schönheit seiner Seele passte – ihm der die Schönheit derart liebte, dass sie ihn völlig hinzureißen vermochte. Die Natur hat ihm unrecht getan.“³

(Siehe Abb.) Die zweite Abbildung zeigt ein Foto einer Steinplastik, die den Kopf von Sokrates darstellt. Sokrates hat eine Glatze, links und rechts aber noch lockiges Haar und einen ebensolchen Bart. Seine Augen haben keine Pupillen, die eben in Stein schwer wiederzugeben sind. Dazu nun meine Anmerkungen.

Der geniale Sokrates gilt schon seinen Zeitgenossen als physiognomischer Inbegriff der Hässlichkeit, orientiert am griechischen Schönheitsideal.⁴ Verwiesen wird auf seine Stülpnase, seinen breittlippigen Mund, seine hervorquellenden Augen, seinen starken Haar- und Bartwuchs – vermeintliche Zeichen der Stumpfsinnigkeit und Lüsterheit. Aber durch seine ironische und überlegene Argumentationsweise in Platons Dialogen ist Sokrates im Grunde unantastbar. Weil Sokrates nicht so aussieht, wie er ist, geraten die Physiognomen in Schwierigkeiten.

Es ist ausgerechnet Sokrates selbst, der den Physiognomen aus der Verlegenheit hilft,

² J. C. Lavater: Physiognomische Fragmente, Zürich 1776/1968, Band II/VIII.

³ M. de Montaigne: Essais, Frankfurt a.M. 1998, S. 534.

⁴ Die ideale Gestalt war nach Dürers Antiken-Vorstellung identisch mit der Natürlichkeit. Nach langen Proportionsstudien kam er schließlich zur Ansicht (1512): „Was aber die Schönheit sei, dass weiß ich nit.“ (zit. nach E. Ullmann, Albrecht Dürer – Selbstbildnisse, Berlin 1994, S. 14.

wie eine antike Anekdote überliefert: Mit den Lastern, die man an seiner Gestalt ablesen könne, sei er allerdings „auf die Welt gekommen, aber mit Hilfe der Vernunft habe er sich ihrer entledigt“,⁵ betont er – zu verstehen ist das wahrscheinlich eher auf eine ironische Art und Weise.

Eine spätere Antwort auf das Problem seiner sogenannten „Missgestalt“ lautet dann: Sokrates ist die Ausnahme von der Regel. Lavater sprach von einem „Druckfehler“ der Natur,⁶ zehn oder zwanzig Druckfehler in einem Buch würden dieses auch nicht unlesbar machen, damit sei die Physiognomik gerettet und gerechtfertigt. Zudem sagte Lavater, jeder Mensch würde täglich sowieso, ob bewusst oder unbewusst, vom Äußeren auf die „innere Beschaffenheit“ schließen und auch von einer „Harmonie“ der „körperlichen und moralischen Schönheit“ ausgehen.⁷ Lavater hat der Physiognomik mit seinen Büchern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ungeheure alltägliche Popularität verschafft. Doch es gab auch Kritik.

Dies führt mich zum dritten Punkt:

(Siehe Abb.) Und zum dritten Bild, das eine Zeichnung einer Ganzkörperfigur eines kleinen Mannes mit Mantel im Profil, d.h. von der Seite, zeigt, mit dünnen Beinen, großen flachen Füßen, großem Kopf mit einer Perücke, die sich auf seinem großen verwachsenen Rücken in einer Art Schleife fortsetzt. Das ganze wirkt eher wie eine Karikatur als ein Porträt. Doch daneben steht der Name „Lichtenberg“. Um diesen geht es mir nun.

Der schärfste zeitgenössische Kritiker Lavaters war eben der Göttinger Physiker und Philosoph Georg Christoph Lichtenberg. Er lebte von 1742 bis 1799. 1778 veröffentlichte Lichtenberg eine Streitschrift mit dem Titel „Über Physiognomik wider die Physiognomen“ im Göttinger Taschen Kalender. Hier heißt es: „Allein, ruft der Physiognome, Was? Newtons Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? Eine Engels-Seele in einem scheußlichen Körper? der Schöpfer sollte die Tugend und das Verdienst so zeichnen? das ist unmöglich. Diesen seichten Strom jugendlicher

⁵ Siehe M. Picard: Die Grenzen der Physiognomik, Erlenbach/Zürich 1952, S. 9.

⁶ J. C. Lavater: Physiognomische Fragmente, Zürich 1776/1968, Band II/VII.

⁷ J. C. Lavater: Physiognomische Fragmente, Stuttgart 1984, S. 34/ S. 45.

Deklamation kann man mit einem einzigen *Und warum nicht?* auf immer hemmen.“⁸

Ironischerweise schrieb man anfänglich Lavaters erste, anonym erschienene Schrift zur Physiognomik Lichtenberg zu. Zutreffend ist dabei, dass Lichtenberg nicht von Anfang an gegen die Physiognomik eingestellt war.⁹ Lichtenberg und Lavater unterschieden auch beide Physiognomik und Pathognomik. Allerdings gewichteten sie die Unterscheidung ganz anders. Für Lavater war die Physiognomik als Offenbarung der Pathognomik weit überlegen. Für Lichtenberg dagegen war nur die Pathognomik, d.h. die Lehre von den Gemütsbewegungen oder die „Semiotik der Affekte“¹⁰ als aktuelle, spontane Deutung zugelassen.

Diese Unterscheidung von Physiognomik und Pathognomik veranschaulichte Lichtenberg sehr treffend – vielleicht auch aus persönlicher Betroffenheit aufgrund seiner Wirbelsäulenverkrümmung – in der folgende Stelle, die ich deswegen ausführlich zitiere:

„Die Nase kommt in hundert Sprüchwörtern und Redensarten vor, aber immer pathognomisch, als Zeichen vorübergehender Handlung, und niemals physiognomisch, oder als Zeichen stehenden Charakters oder Anlage. Es fehlt ihm über der Nase, sagt man im gemeinen Leben von einem, der nicht viel Verstand hat; nach der neuern Physiognomik müsste man sagen, es fehlt ihm an der Nase. Es gibt allerdings Sprüchwörter, die der Physiognomik das Wort reden, aber was lässt sich nicht mit Sprüchwörtern erweisen. Hüte dich vor den Gezeichneten ist ein Schimpfwort, denen die Gezeichneten, von einer gewissen Klasse der Nicht-Gezeichneten in der Welt seit jeher ausgesetzt gewesen sind. Mit größerem Recht könnten also die Gezeichneten sagen:

⁸ G. C. Lichtenberg: Über Physiognomik; wider die Physiognomen, in Schriften und Briefe III, München 1972, S. 272; diese Stelle bezieht sich auf die Urfassung von Lavaters Physiognomik von 1772, wo es heißt: „Es empört sich in der That der menschliche Verstand gegen einen Menschen, der behaupten könnte, dass *Leibniz* oder *Newton* in dem Körper eines Stupiden, eines Menschen aus dem Tollhause, der große Metaphysiker oder Mathematiker hätte seyn können; dass der eine von ihnen im Schädel eines Lappen die Theodicee erdacht, und der andere im Kopfe eines Mohren, dessen Nase gedrückt, dessen Augen zum Kopfe heraus ragen, dessen Lippen, so aufgeworfen sie sind, kaum die Zähne bedecken, der allenthalben fleischicht und rund ist, die Planeten gewogen, und den Lichtstrahl gespaltet hätte.“ (J.C. Lavater: Von der Physiognomik, Frankfurt a.M. 1991, S. 14) Eine Rassenkunde gab es zu Lavaters Zeiten nicht, allerdings argumentierte er gegen den Einwand der möglichen Verstellung, Täuschung oder Schauspielkunst (Bd. II/VII) unausgesprochen biologisch und berief sich auf den Knochenbau oder die Augenfarbe.

⁹ Siehe N. Borrmann: Kunst und Physiognomik, Köln 1994, S. 132.

¹⁰ G. C. Lichtenberg: Über Physiognomik; wider die Physiognomen, in Schriften und Briefe III, München 1972, S. 264.

hüte dich vor den Nicht-Gezeichneten.“¹¹

Dass auch die Vorstellung, in einem schönen Leib wohne eine schöne Seele, in diesen Schimpf- und Sprichwort-Zusammenhang gestellt werden müsse, fügt Lichtenberg hinzu und bemerkt außerdem: „Bei den Gesichtern der gefährlichsten Menschen konnte man sich oft nichts denken.“¹²

Damit komme ich zum vierten Punkt:

Das Ästhetische wird gewöhnlich allein mit dem Schönen gleichgesetzt. Aber der Königsberger Philosoph Karl Rosenkranz, geboren 1805, gestorben 1879, veröffentlichte 1853 ein Buch mit dem Titel „Ästhetik des Hässlichen“. Das Hässliche sei ein „Teil der Ästhetik“ genauso wie man auch in der Ethik vom Bösen oder in der Biologie von der Krankheit spreche. Deswegen erscheine das Hässliche noch nicht als Selbstzweck, man nehme es auf, um es besser zu beherrschen, es bleibe relativ und abhängig vom Schönen, aber in diese „Hölle des Schönen“ sei hinabzusteigen, wenn man nicht vor sich selbst fliehen wolle, bemerkte Rosenkranz.¹³

Lavaters Gleichsetzung von gut, gesund und schön und die Charakterisierung der Physiognomik als „Natursprache“ war also knapp achtzig Jahre später kein Thema mehr. Rosenkranz schrieb, ohne Lavaters Namen zu nennen: „Die Giftpflanzen müssten, einer antiquierten Theologie zufolge, hässlich sein, und sie gerade bieten uns eine überschwängliche Fülle zierlicher Formen und köstlicher Farben. Mit anderen Worten: Die dynamischen Prozesse der Natur sind an sich weder schön noch hässlich.“¹⁴ Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise und der Grundgedanke der Evolution setzten sich im 19. Jahrhundert durch. Darwin war ein Zeitgenosse von Rosenkranz.¹⁵

(Siehe Abb.) Hier füge ich die vierte Abbildung ein. Sie zeigt links den dunklen, lockigen

¹¹ G. C. Lichtenberg: Über Physiognomik; wider die Physiognomen, in Schriften und Briefe III, München 1972, S. 278f.

¹² G. C. Lichtenberg: Über Physiognomik; wider die Physiognomen, in Schriften und Briefe III, München 1972, S. 290.

¹³ K. Rosenkranz: Ästhetik des Hässlichen, Leipzig 1990, S. 11.

¹⁴ K. Rosenkranz: Ästhetik des Hässlichen, Leipzig 1990, S. 21.

¹⁵ Bei Lavater, der die „alte Tradition des Tier-Vergleichs“ ablehne, würden sich Vorformulierungen finden, die „darwinistisch zu bezeichnen wären“, schreibt K.M. Michel: Gesichter, Frankfurt a.M. 1990, S. 53f.; siehe Ch. Darwin: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren (1872), Frankfurt a.M. 2000.

Kopf des Gottes Apollo im Profil und rechts den Kopf eines Frosches im Profil. Diese beiden Köpfe werden aber nun durch fünf angedeutete, jeweils leicht veränderte Profilköpfe dazwischen so miteinander verbunden, dass der Eindruck entsteht, aus Apollos Kopf oder aus dem Kopf des Frosches gehe wechselseitig der andere hervor, also jener entwickle sich aus diesem oder umgekehrt. Dazu meine Bemerkungen.

Der auch Rosenkranz bekannte, französische Zeichner Grandville – er hieß eigentlich Ignace Isidore Gérard und lebte von 1803 bis 1847 – illustrierte die neuen Verhältnisse in seiner 1844 entstandenen Karikatur mit dem Titel „Apoll steigt zum Frosch hinab“. Der schöne Apollo, der Gott der Künste, wird mit der hässlichen Kröte in eine Reihe gestellt, ja sogar im Sinne einer Metamorphose von ihr ableitbar. Ähnlich wie die Physiognomik greift diese Karikatur auch auf den oft problematischen Mensch-Tier-Vergleich zurück.

(Siehe Abb.) Es folgt die nächste Abbildung. Sie zeigt ein mit ziemlich unleserlicher Schrift beschriebenes Blatt, dazwischen sind aber zweimal der Brustprofile eines Mannes eingefügt und gezeichnet. Dazu lässt sich Folgendes sagen:

Praktisch gleichzeitig, 1845, widerlegte der Genfer Schriftsteller und Zeichner Rodolphe Toepffer – geboren 1799, gestorben 1846 – im zeichnerischen Experiment, mit empirischem Verfahren, die vermeintlich feststehenden physiognomischen Normen Lavaters. Toepffer zeichnete zum Beispiel zwölf Köpfe mit der Stirn des erhabenen Apollo, dabei veränderte er lediglich die Lippen, den Mund und das Kinn, dadurch sehen alle trotz der erhabenen Stirn des Apollos irgendwie komisch aus. Die Methode funktioniert auch umgekehrt, wenn man die Stirn verändert und die Mundpartie gleich bleibt.¹⁶ Eindrücklich sind auch die Zeichnungen Toepffers, bei denen er drei identische Köpfe auf verschiedene Oberkörper setzte. (Das ist auf der Abbildung in der oberen Profilvereihe zu sehen.) Daran ist gut zu erkennen, dass die Interpretation des Gesichtsausdrucks im Zusammenhang steht mit der Körpergestalt. (Die unteren Zeichnungen zeigen dann die Figuren mit den sogenannten richtigen Köpfen und Körpern.)¹⁷

¹⁶ Siehe K.M. Michel, a.a.O., S. 63/S. 62: „Wenn es überhaupt ein gesichertes physiognomisches Gesetz gibt, dann dieses: Wir sehen gar nicht Gesichter, sondern unsere Vorstellung davon, die durch Modelle geprägt ist.“
Siehe E.H. Gombrich: Kunst und Illusion, Berlin 1960/2002, S. 286ff.

¹⁷ Siehe N. Borrmann: Kunst und Physiognomik, Köln 1994, S. 174.

Im fünften Punkt

greife ich nochmals kurz die Unterscheidung von Pathognomik und Physiognomik auf.

(Siehe Abb.) Und zeige ein fünftes Bild. Das sind drei schlichte ovale Formen, in die vier kleine Striche so platziert sind, dass der Eindruck eines Gesichtes entsteht. Im rechten ersten Oval sind die kleinen, leicht verschieden langen Striche gerade, in den anderen beiden unterschiedlich schief oder gebogen dargestellt. Dazu mein Kommentar.

Die drei Strichgesichter von David Pierre Humbert de Superville sind um 1810 entstanden. Diese Gesichter haben keinerlei individuellen (physiognomischen) Ausdruck, der auf einen Charakter schließen ließe, aber sie dokumentieren mit minimalen Strichen, dass es kein Gesicht gibt, „das uns nichts mitzuteilen vermag“.¹⁸ So werden (pathognomisch) in der Regel diese drei Gesichter als Gemütszustand der Ruhe, der Traurigkeit und der Freude gedeutet. D. h. zum Beispiel, dass beim mittleren Gesicht, der Strich für den Mund nach unten gebogen ist, beim letzten Gesicht der Strich nach oben gebogen ist.

Von der Pathognomik ist die Pathographie, die Beschreibung von sogenannten krankhaften Einflüssen, zu unterscheiden. Da die Physiognomik von Anfang an oft orientiert war an Abweichungen der Körpergestalt oder des Gesichtsausdrucks, verstand sie sich stets auch als Pathographie. Bei Lavater und auch Rosenkranz ist dies trotz aller zeitbedingter unterschiedlicher Ansätze gleichermaßen – bis zur Vorwegnahme der fatalen Rassenkunde¹⁹ – anzutreffen.²⁰ Der Idealnorm wird die Ausnahme, die Abweichung oder

¹⁸ N. Borrmann: Kunst und Physiognomik, Köln 1994, S. 53.

¹⁹ zu Lavater siehe Fußnote 6; zu Rosenkranz, a.a.O. S. 33: „Der Kretin ist noch hässlicher als der Neger, weil er zur Unförmigkeit der Figur noch die Stupidität der Intelligenz und Schwäche des Geistes hinzufügt. Seine stumpfen Augen, seine niedrige Stirn, seine hängende Unterlippe, seine gegen den Stoff indifferente Fressgier und sexuelle Brutalität stellen ihn unter den Neger und nähern ihn dem Affen, der ästhetisch vor dem Kretin voraushat, nicht Mensch zu sein. Im Begriff also des Menschen liegt die Hässlichkeit nicht. Sein Begriff als der der Vernunft und Freiheit fordert, dass er sich auch im Ebenmaß der Gestalt, im Unterschied von Füßen und Händen und in der aufrechten Haltung als äußere Erscheinung realisiere. Ist der Mensch, wie der Buschmann, wie der Kretin, von Natur hässlich, so wird sich in solcher Missform auch die lokale und relativ erbliche Unfreiheit darstellen. Die Krankheit ist Ursache des Hässlichen allemal ...“

²⁰ Die Physiognomie ist eine die „Erscheinung deutende“, zugleich aber auch eine „Vorurteile verordnende Disziplin“. Ihre Methode ist ein distanzierendes und nicht teilnehmendes Beobachten, ein „Projekt der Auslese“. „Das entstellte Gesicht, der missgebildete Körper, gehören zu den ältesten physiognomischen Erfahrungen.“ (C. Schmölders: Das Vorurteil im Leibe, Berlin 1995, S. 8/S.33/S.50/S.120f.)

das Extrem gegenübergestellt, was beim Umgang mit Körperbehinderungen und Gesichtsentstellungen meistens in der perspektivlosen Befangenheit entweder des Anstarrens oder Ignorierens endet.²¹

In Bezug auf körperliche Behinderungen hat der Pädagoge Hans Würtz (1875-1958) 1921 den Begriff der „Krüppelseelenkunde“ eingeführt. Das heißt, er propagierte eine „besondere seelische Heilbehandlung“, weil er annahm, „dass der Krüppel auch seelisch belastet“ sei.²² Würtz hob zwar hervor, dass Lichtenberg gerade durch seine persönliche Situation als körperlich „Gezeichneter“ ein „freier Geist“ gewesen sei, aber er habe, ich zitiere, „die innere Frische, welche die Befolgung seiner Sprüche voraussetzt, schweren seelischen Hemmungen abringen“ müssen.²³ Wer den Zusammenhang von Körper und Psyche leugne, „erinnere an den Taubstummen, der die Musik als Illusion bezeichne“,²⁴ heißt es dann bei Würtz in einer, wie ich meine, metaphorisch verräterischen Formulierung.

Hans Würtz schrieb den körperlich behinderten Menschen ein besonderes Quantum an Leidenschaften zu.²⁵ Hier könnte man in Anlehnung an Lichtenberg schlicht fragen: *Und warum nicht?* Würtz scheint diese Frage irgendwie geahnt zu haben, denn gegen Schluss seiner kleinen Schrift notiert er: „Alle typischen Krüppelseelenmängel finden sich in irgendwelchen Formen auch bei Gesunden.“²⁶ Allerdings verschleiern solche Verallgemeinerungen oder Relativierungen, die sich nicht nur bei Würtz, sondern auch bei Lavater finden, die Problematik der Verbindungen gut/schön und hässlich/böse und den ihnen folgenden schematischen Klassifizierungen.

Dennoch lässt sich, das will ich in meinem sechsten Punkt tun,

grundsätzlich fragen, ob Personen, Körper und Gesichter überhaupt erkannt werden

„Der physiognomische Blick stigmatisiert und denunziert den Menschen. Er stigmatisiert ihn, weil er den Menschen nur über seine Defizite bestimmt.“ (H. R. Brittnacher: Der böse Blick des Physiognomen, in M. Hagner [Hrsg.]: Der falsche Körper, Göttingen 1995, S.129)

²¹ Siehe J. Cole: Über das Gesicht, München 1999, S. 229.

²² Hans Würtz: Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921, S. 2; vgl. S. 27.

²³ Hans Würtz: Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921, S. 3/S. 43.

²⁴ Hans Würtz: Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921, S. 22.

²⁵ Hans Würtz: Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921, S. 71.

²⁶ Hans Würtz: Das Seelenleben des Krüppels, Leipzig 1921, S. 78.

können, ohne Abweichungen zu beachten? Die Gesichtserkennung ist nicht allein gebunden an die Sehfähigkeit, sondern es gibt, so vorsichtig wird es von Hirnforschern formuliert, „offenbar tatsächlich eine bestimmte Gruppe von Nervenzellen zur Gesichtsrepräsentation“ im Gehirn.²⁷

(Siehe Abb.) Das siebte Bild zeigt eigentlich nur ein kariertes Blatt, bei dem einzelne Quadrate, allerdings nicht willkürlich, grau ausgefüllt sind. D.h.:

Wenn in einem Gitternetz ganz bestimmte Flächen aktiviert, das heißt hervorgehoben werden, erkennt man sofort ein „gesichtsähnliches Muster“, Mund, Augen, Augenbrauen und Nase, aber eben kein individuelles Gesicht, das fröhlich oder traurig wäre oder sich von einem anderen Gesicht unterscheiden ließe. Ein solches Raster liegt der heutigen biometrischen Gesichtserkennung oder -kontrolle, die an verschiedenen Flughäfen zum Einsatz kommt, zugrunde.

Die Gesichtsidifizierung hat eine Geschichte, die beim britischen Naturforscher und Eugeniker Francis Galton – geboren 1822, gestorben 1911 – beginnt. Er benutzte um 1880 das noch junge Medium der Fotografie, in der Absicht einer „Verobjektivierung des Lebens“ durch die Vermessung und Standardisierung.²⁸ Galton sammelte Porträtaufnahmen von Kriminellen und reproduzierte diese alle übereinander auf eine lichtempfindliche Platte. Damit brachte er die Besonderheiten zum Verschwinden und hoffte das typische Verbrechergesicht zu erhalten. Entsprechend verfuhr Galton auch mit Porträts von Offizieren, Kutschern, Mathematik-Professoren und psychisch kranken Menschen.

Heute scheint die Identifizierung in einer Kombination von Biomedizin und Biometrie zu bestehen. Das heißt von humangenetischer Seite verspricht man sich eine effektivere Physiognomik durch die Verknüpfung von Blutuntersuchung und Porträtfotografie. Weniger am Gesicht soll studiert werden, was die Menschen charakterisiert, sondern das Genom, das „Buch des Lebens“, soll gelesen werden. Vor allem genetische Prädispositionen, die sich auf ein Risiko, auf eine Krankheit oder Behinderung beziehen,

²⁷ Siehe P.M. Churchland: Die Seelenmaschine, Berlin 2001, S. 32ff.

²⁸ G. Schmidt: Nahblicke – Feinblicke. Francis Galtons Suche nach Spuren und Gesichtern, in H. Kaupen-Haas/C. Rothmaler (Hrsg.): Naturwissenschaften und Eugenik, Frankfurt a.M. 1994, S.62/S. 68.

sind das Thema. Von der Genanalyse verspricht man sich determinierenden Aufschluss über die Menschen.²⁹

Im Sommer 2003 publizierte das Institut für Humangenetik am Essener Universitätsklinikum eine Pressemitteilung unter dem Titel: „Spurensuche: Mediziner vermessen Gesichter – Ein Tropfen Blut und Bilder vom Kopf“.³⁰ Das humangenetische Institut suchte 660 junge und gesunde Probanden, die sich für 15 Euro pieksen, fotografieren und filmen ließen. Ein Computerprogramm vermaß dann die Gesichter und die genetische Information im Blut wurde damit verglichen. Ziel war, so konnte man lesen, „von bestimmten Ausprägungen eines Gesichts Rückschlüsse auf genetische Fehlbildungen zu ziehen“, um die „Diagnose genetischer bedingter Erkrankungen“ zu verbessern. Ferner hieß es im Aufruf: „Männer werden nur ohne Bart fotografiert, Frauen nur ohne Make-up.“ Abgesehen vom unfreiwilligen Humor, Wahrnehmungsveränderungen und Selbstverständnis beschränken sich nicht auf solche biowissenschaftlichen Möglichkeiten, sondern berühren stets ebenso kulturelle Veranschaulichungen und Blickfelder.³¹

(Siehe Abb.) Das letzte Foto zeigt ein großes Blatt, das an einer Wand hängt, darauf sind nur kleine schwarze, graue und weiße Balken zu sehen, die in Kolonnen unterschiedlich aufeinander aufbauend angehäuft sind. Jede dieser Reihen beginnt unten, nur einige reichen aber bis an den oberen Blattrand, einige brechen früher ab. Dazu die Bemerkung:

Der Künstler Andreas Horlitz (geb. 1955) hat Ausschnitte aus genetischen Sequenzen, diese unscharfen kleinen aufgereihten Streifen, aufgehängt als ob es sein Gesicht, sein Selbstbildnis, wäre.³² Es ist beinahe paradox, dass gerade die Physiognomik bestätigt, dass der Mensch kaum allein als Produkt seiner Gene betrachtet werden kann, sondern dass der soziale Einfluss beträchtlich ist, denken Sie nur an das Lächeln von Säuglingen.

²⁹ Siehe E. Feyerabend: Von der Vermessung des Schädels zur Analyse der DNA, in *analyse&kritik* Nr. 460, 2002.

³⁰ www.uni-essen.de/hg/gesichter; siehe Paula Lanfranchi: Aus dem Gesicht Gendefekte lesen, in *Tages-Anzeiger*, 7. Aug. 2003, S. 30.

³¹ Siehe T. Prüfer/V. Stollorz: *Bioethik*, Hamburg 2003, S. 90; zur „Bioanthropologie“ siehe G. L. Hersey: *Verführung nach Maß*, Berlin 1998, S. 106ff.

³² „Autoporträt DNA“, 1998; 2,50 x 3,00 m

Damit folgt der letzte, siebte Punkt:

Der britische Arzt und Neurophysiologe Jonathan Cole spricht dem Gesicht eine große soziale Macht zu. Es sei erstaunlich und keine Selbstverständlichkeit, stellt er fest, „dass wir eine so kleine Fläche unserer Körper zu so beweglicher und sichtbarer Ausdruckskraft gebracht haben“.³³ Die Anatomie und das Sezieren versagten bei der Gesichtsmuskulatur, diese ließ sich nur als Ganzes und „voll funktionsfähig“ studieren. Viele Gesichtsmuskeln lassen sich anatomisch nicht darstellen, da sie „in die Haut eingebettet sind“.³⁴ Das Gesicht von Menschen mit sogenanntem Möbius-Syndrom wirkt starr, wie bei einer Statue, weil der Faszialisnerv gelähmt ist, der alle für die Mimik erforderlichen Muskeln steuert. In diesem Bereich gehen die aktuellen Forschungsansätze von komplexen mimischen Displays aus, die neben unleugbaren Schutzreflexen vor allem auf sozialen Interaktionen beruhen.³⁵

Zusammenfassend lässt sich sagen: Ästhetische Normen sind nicht natürlich gegeben, sondern historisch, gesellschaftlich und kulturell variabel. Körpergestalt und Gesichtsausdruck werden oft überinterpretiert und mit den Erwartungen und Projektionen der Betrachter überfrachtet. Umso wichtiger wäre eine Theorie des Körpers und des Gesichts, die Individualität und Originalität respektiert und physiognomische Verallgemeinerungen vermeidet. Im Übrigen ist offenkundig für die Gesichtserkennung Verschiedenheit unverzichtbar.

© Christian Mürner

³³ J. Cole: Über das Gesicht, München 1999, S.63.

³⁴ J. Cole: Über das Gesicht, München 1999, S. 68.

³⁵ J. Cole: Über das Gesicht, München 1999, S. 85/S. 200; siehe auch U. Hoyningen-Süess/C. Amrein (Hrsg.): Entstellung und Hässlichkeit, Bern 1995.